
Charlotte von Hagn.

Man schreibt das Jahr 1842, das „große“, das Höhenjahr in Liszts Virtuosenleben. Berlin schwimmt in einem Begeisterungstaumel, wie es einen solchen nie zuvor, nie darnach erlebte. Das Wunderspiel des Unerreichten bringt die Stadt der Intelligenz um Maß und Besinnung. Zur Wirklichkeit geworden scheint das Märchen vom Rattenfänger von Hameln. Vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV., seinem Bruder, dem damaligen Prinzen von Preußen, und dessen Gemahlin Augusta bis herab zum einfachen Kind des Volks huldigt alles dem königlichen Genie.

Man muß die Berichte jener Zeit, vornehmlich die Ludwig Rellstabs, des angesehensten der derzeitigen Berliner Kritiker, lesen, um ein ungefähres Bild zu gewinnen. Er nennt Liszts Aufenthalt in Berlin „ein Ereignis des öffentlichen Lebens“. Sein Spiel schildernd, sagt er charakteristisch: „Er lebt die Musikstücke in sich, die er vorträgt. Während er mit der staunenswürdigsten Gewalt der Mechanik eigentlich alles leistet, um es mit einem Wort auszudrücken, alles, was bisher von irgend jemand einzeln bezwungen worden ist, und außerdem noch ein ganzes Füllhorn neuer Erfindungen, völlig ungekannter Effekte und mechanischer Kombinationen



Charlotte von Lven
Charlotte v. Hagen

Ölbildnis von Josef Stieler in der Schönheiten-Galerie der Münchner Residenz
Aus „Bühne und Welt“. Verlag von Georg Wigand, Leipzig

vor uns ausschüttet, so daß die aufs höchste gespannte Erwartung und Forderung sich weit überflügelt sieht: bleibt doch der eigentümlichste Geist, den er diesen wunderwürdigen Formen einhaucht, das bei weitem anziehendere, anregendere und fesselndere Element. Diese geistige Bedeutsamkeit seines Kunstwerks prägt sich aber auf das lebendigste in seiner Persönlichkeit aus. Die Affekte seines Spiels werden zu Affekten seiner leidenschaftlich aufgestürmten Seele und finden in seiner Physiognomie und Haltung den treuesten Spiegel. Das ist der Zauber, mit dem er seine Hörer und vorzüglich die Hörerinnen so unwiderstehlich packt¹.“

Nach dem ersten Konzert, am 27. Dezember 1841, zeichnet Varnhagen von Ense in sein Tagebuch ein²: „Abends im Saale der Singakademie Konzert von Liszt, ohne Orchester; er spielte ganz allein, wunderbar, beispiello, zauberhaft, mit allgemeinem heftigstem Beifall. Seit Paganini habe ich keinen solchen Meister gehört. Die Ouvertüre zu „Wilhelm Tell“, eine Phantasie über Motive aus „Robert der Teufel“ und „Erlkönig“ von Schubert waren am schönsten. Wir hatten ganz nahe Plätze und sahen den geistvollen, feinen, schönen Mann ganz genau. Zuletzt spielte er einen chromatischen Galopp, den ich nicht aushalten konnte. Er hatte meine Pulse in seiner Gewalt und sein Spiel be-

¹ „Franz Liszt. Beurteilungen, Kritiken“ usw. Berlin, Trautwein 1842.

² Bd. II.

schleunigte sie so, daß mir schwindlig wurde. — Der König war in seiner Loge, der Graf von Nassau, Prinz und Prinzessin Karl, Prinz August, der Kronprinz von Württemberg. Ferner Meyerbeer, Felix Mendelssohn, Spontini, Rellstab usw.“

Zehn Konzerte gab der Bewunderte in der Singakademie¹. Da der Raum sich für den Zudrang als nicht ausreichend erwies, wurden die nächsten ins Opernhaus verlegt. Von einundzwanzig öffentlichen Konzerten, die Liszt bis zum 2. März veranstaltete, waren neun offiziell wohltätigen Zwecken geweiht. Aber auch der Ertrag der übrigen floß größtenteils andern zu; appellierten doch innerhalb dieser kurzen Wochen tausende von Bittschreiben an sein nie versagendes gütiges Herz. Außerdem widmete er den Mitgliedern der königlichen Kapelle wie der Theater je eine Matinee und wirkte auch noch in Konzerten andrer mit. Seine Programme umfaßten fast die ganze Klavierliteratur jener Zeit von Bach bis zu seinen eigenen Werken, und die große Mehrzahl dessen trug er den staunenden Hörern auswendig vor; ward doch durch ihn erst das Auswendig- oder, wie Bülow sagte, das Inwendigspielen gebräuchlich.

Allen Konzerten wohnten der König und andre Mitglieder des königlichen Hauses bei. Friedrich Wilhelm IV. sowohl als die Prinzessin von Preußen, die Tochter Maria Paulownas, gehörten seit jener Zeit zu den ausgesprochensten Gönnern und Verehrern des Künstlers. Sie wußten es ihm insbe-

¹ Siehe L. Ramanns Liszt-Biographie II.

sondere Dank, daß er ein Quartett des für die Befreiung Deutschlands gefallenen Prinzen Louis Ferdinand in einem seiner Konzerte zur Aufführung brachte, und die Prinzessin ließ ihm dafür eine Sammlung der Werke des genialen Prinzen und das Autograph eines Flötenkonzerts Friedrichs des Großen überreichen. Liszts Danksagung dafür bestand in der Zueignung seines „Buchs der Lieder“ und einer „Elegie über Motive des Prinzen Louis Ferdinand“ an die hohe Frau.

Er wurde viel bei Hofe gesehen. Im weißen Saal des königlichen Schlosses wie im Palais des Prinzen von Preußen sah sich die geistige Elite Berlins häufig zu glänzenden Abendunterhaltungen versammelt, deren Mittelpunkt Liszts flammensprühendes Spiel bildete. Männer wie Alexander von Humboldt, Varnhagen, Cornelius, Rauch schenkten dem um vieles Jüngeren ihre Freundschaft. Feste über Feste, Ehrungen über Ehrungen feierten „den Genius, den Künstler von Geist und Gemüt, den Ehrenmann von Gesinnung und Charakter“, wie die Inschrift auf einem großen goldnen Medaillon mit seinem Bildnis lautete, das ihm Kunstgenossen und Kunstfreunde als Ehrengabe darbrachten. Die Akademie der Künste ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied, die Akademie für Männergesang zum Ehrendirektor. Der König heftete ihm den Orden „pour le mérite“ auf die Brust. Man ersann nie dagewesene Huldigungen. Hundert kleine Kinder brachten ihm zum Dank für eine reiche Spende ein Morgenständchen und streuten ihm Blumen. Konzertanzeigen durften nur mit dem

Zusatz: „Herr Liszt wird zugegen sein“ auf Erfolg rechnen. Familien, die er besuchte, bewahrten Gläser und Tassen, aus denen er getrunken, als Reliquien. „Man hat ihn fetiert“, spöttelte die Dresdner „Abendzeitung“, „man hat ihm Serenaden gebracht, eine Dame ist vor ihm niedergekniet und hat ihn gebeten, seine Fingerspitzen küssen zu dürfen, — eine andre hat ihm im Konzertsaal publice umarmt, — eine dritte hat den Überrest aus seiner Teetasse in ihr Flakon gegossen, — hunderte haben Handschuhe mit seinem Bild getragen, — viele haben den Verstand verloren . . . Die Hauptsache bleibt der Abschied. Liszt saß mit den Senioren der Universität in einem mit sechs Schimmeln bespannten Wagen“ usw.

Und so war es. Die Studierenden Berlins, für die er wiederholt gespielt, gaben ihm, nachdem er nach seinem Abschiedskonzert am 2. März noch am 3. eine Matinee in seinem Hotel gegeben hatte, unter der Teilnahme und den Hochrufen unabsehbarer Volksmassen, ein Ehrengeläute. Dreißig vier-spännige Wagen folgten dem seinen, von 51 Reitern im akademischen „Wichs“ und Chargierten umgeben, denen sich hunderte von Privatequipagen anschlossen. Auf allen Straßen und Plätzen drängte sich die Menge zum letzten Gruße. Selbst das Königspaar war in die Stadt gekommen, um den Festzug mit anzusehen. „Nicht gleich einem Könige, sondern als ein König zog er aus, von jubelndem Volksgedränge umringt“, schreibt Rellstab, „als ein König im unvergänglichen Reiche des Geistes.“ —

Inmitten dieser von Begeisterungsüberschwang

getragenen Wochen, in denen sich Liszt, selbst seinem heimatlichen Boden fern, die ungeheuere Wirkung seiner Kunst in ungeahnter Weise offenbarte, trat er in Berührung zu einer Künstlerin, die nicht nur zu den auserwählten Lieblingen Berlins, sondern zu den leuchtendsten Gestirnen am deutschen Theaterhimmel gehörte: Charlotte von Hagn. „Die schöne Hagn“ wurde sie genannt, und im Preise ihrer Schönheit herrscht in der Tat unter allen Stimmen, die über sie laut werden, die reinste Harmonie. Doch sie war nicht nur schön. Gleichzeitig schmückten sie Grazie, Liebenswürdigkeit, Geist und Genie und machten sie zu einer in ihrer Art vollkommenen Erscheinung, die im Salon nicht minder als auf der Bühne bezauberte.

Familientradition führt den Ursprung des Geschlechts auf einen vom Niederrhein stammenden Christof Hagn zurück, der als Geheimschreiber Kaiser Rudolfs II. († 1612) von diesem geadelt worden sein soll¹. Doch fehlen alle Nachweise darüber, und Ludwig von Hagn, Ältester und Haupt der Familie, der Bruder der großen Künstlerin, der gleich dieser auf Titel, Adel und dergleichen Vorrechte keinen Wert legte, tat, trotz öfterer dahin zielender Angebote, nichts, um ihnen nachzuforschen.

Charlottens Vater, der Sohn des ob seiner derben Originalität in München stadtbekannten Kabinettsrats

¹ Die biographischen Angaben stützen sich auf Mitteilungen von Frau Marie von Hagn in München, Charlotte von Hagns Schwägerin. Einige Künstlerurteile wurden einem Aufsatz Eugen Isolani („Bühne u. Welt“, 2. Aprilheft 1909) entnommen.

von Hagn, betrieb, nachdem er das Gut Rotenbuch nicht glücklich bewirtschaftet hatte, „unbeschadet seines adeligen Charakters“, wie man sich ausdrückte, ein Kaufmannsgeschäft in München. Dasselbst kam Charlotte von Hagn, als zweitgeborenes unter sechs Kindern, am 9. November 1809 zur Welt. Der Vater verkehrte viel mit Mitgliedern des Theaters und Orchesters, auch mit dem berühmten ersten Liebhaber der Hofbühne Ferdinand Urban, der mit der Familie Hagn im gleichen Hause wohnte. Dieser wurde bei Gelegenheit kleiner Vorstellungen seiner und der Hagnschen Kinder auf einem den letzteren zugehörigen Haustheater, zuerst auf das Talent Lottchens aufmerksam, die sich für derlei Zwecke mit eigener geschickter Hand ihre Schleppen aus Seidenpapier anfertigte.

Schwer war der Widerstand der Familie gegen eine theatralische Laufbahn zu besiegen. Endlich aber entschloß man sich, die Ausbildung des jungen Mädchens der großen Sophie Schröder anzuvertrauen. Unter dem maßlos heftigen Temperament der Meisterin hatte die Schülerin viel zu leiden; äußerte sie doch noch in späten Jahren: „Hätte ich nur die Haare noch, die mir einst die Schröder ausraufte!“ Bei einer zweiten Lehrerin, der Hofschauspielerin Marianne Lang, hatte sie ruhigere Tage. Diese ging oft mit ihr spazieren und setzte den Unterricht im Gespräche fort. Dabei pflegte sie ihren Zögling dicht zu verschleiern, damit niemand die seltene Schönheit vor der Zeit entdeckte.

In einem Kotzebueschen Schauspiel: „Graf Benjowsky“ führte sich Charlotte als Afanasia 1826

zuerst in der Welt des schönen Scheins und zwar auf der Hofbühne ihrer Vaterstadt ein. Sofort legte man der erfolgreichen Debütantin Fesseln an. So rasch auch drang ihr Ruf ins Weite, daß sie schon in den nächsten Jahren im Wiener Burgtheater und an den Hoftheatern zu Dresden und Berlin mit glänzendem Gelingen gastierte. In Berlin zumal rief ihre Kunst wie ihre Schönheit eine an Tollheit grenzende Begeisterung hervor.

Sie entzückte, wohin sie kam. Der Wiener Costenoble, ein anspruchsvoller Richter, der neben dem schönen Gast in „Kabale und Liebe“ den Miller gab, gestand: „Keine der mir bekannten Luisen hat mich so hingerissen als die Hagn. Ich umfaßte meine Luise mit wahrhaft väterlicher Empfindung und hatte das Wesen in meinen Armen von ganzer Seele lieb.“ Und später äußert er: „Die Hagn besitzt die Liebe des ganzen hohen Adels; selbst Könige und Prinzen sind vernarrt in die Anmutige.“

Fünf Jahre nur erfreute sich München, wo König Ludwig I. zu ihren größten Verehrern gehörte, ihres Besitzes. Im Jahre 1830 verlor sie in tragischer Weise ihren Vater. Von Stund an übernahm die 21jährige die Sorge für die mittellos Hinterbliebenen. Ihren dringenden Bitten um Erhöhung des dürftigen, nun ganz unzulänglichen Gehalts ward nicht willfahrt. In Berlin bot man ihr glänzende Bedingungen. So brach sie ihren Kontrakt und ging dahin, wo man sie mit Jubel empfing. Hier blieb sie bis zum Abschluß ihrer künstlerischen Tätigkeit; denn Berlin säumte nicht, sich des allgemeinen Lieblings lebens-

länglich zu versichern. Gastspielreisen durch ganz Deutschland, Ungarn, Rußland mehrten noch ihren Ruhm als schönste und auch geistig graziöseste der munteren Liebhaberinnen ihrer Zeit.

Mutter und Schwestern ließ sie zu sich kommen. Zwei derselben, Auguste und Louise, wählten, die eine als Schauspielerin, die andere als Sängerin, die Bühnenlaufbahn. Sie verlief bei beiden nicht sonderlich. Louise, am Koburger Theater engagiert, verlor ihre Stimme. Auguste blieb unbedeutend und gedieh, am Friedrich Wilhelmstädtischen Theater angestellt, nur im Schatten ihrer größeren Schwester. Später verheiratete sie sich mit Eduard Fischer, dem Chef der durch E. T. A. Hoffmann und Ludwig Devrient weltbekannt gewordenen Berliner Weinhandlung Lutter & Wegner. Eine dritte Schwester wurde Kammerfrau der Prinzessin von Preußen. Die älteste, Josefine, blieb die Führerin der Angelegenheiten Charlottes und ihre treue Gefährtin in allen Wechselfällen ihres Lebens. Das jüngste der Geschwister, der in München zurückgebliebene Bruder Ludwig, ging vom Kadettenkorps in die Akademie über, den militärischen Beruf mit dem ihm gemäßerem des Malers vertauschend, als welcher er sich den Ruf eines der vornehmsten Koloristen Deutschlands erwarb.

Charlotte von Hagns Repertoire umfaßte im Tragischen alle Hauptrollen in Lessings, Goethes, Schillers, Shakespeares Dramen, sowie in den Werken der zeitgenössischen Dichter, vor allen denen des damals beliebten Raupach. Gleichwohl war die Tragödie, so Glänzendes sie auch darin leistete, nicht

ihr eigentlichstes Gebiet. Man warf ihr hier öfter Manier vor. Unbestritten, unvergleichlich glanzvoll aber waren ihre Erfolge als muntere Liebhaberin und im feinen Lustspiel, so beispielsweise in Calderons „laudem Geheimnis“, Moretos, „Donna Diana“, Goldonis „Wirtin“ (Mirandolina), im „Kriegsbefehl“, „Ball von Ellerbrunn“, in den „Erziehungsergebnissen“ u. a. m. Sie war zu einer Macht am Theater geworden und verfehlte nicht, dieselbe geltend zu machen, wenn es ihr gefiel. Gab ihr auch die Rivalität der Schwestern Stich, der Töchter Auguste Crelingers, manches zu schaffen — sie verstand zu siegen. Kapriзен waren ihr wohl ebenso wenig als anderen Bühnengrößen fremd. Wenigstens erzählt Eduard Devrient, sie habe einmal die Annahme einer Rolle verweigert, „weil sie nicht immer Rollen spielen wolle, in denen sie gebessert werde.“

In seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ fällt Devrient über sie das Urteil: „Sie vereinigte die ausgezeichnetste Begabung, die vielleicht jemals auf der Bühne erschien, vollendete körperliche Schönheit und Anmut, eine von Natur wohlklingende Stimme, ausgiebig und biegsam, das entschiedenste Darstellungstalent, voll Erfindungskraft, charakteristischer Mannigfaltigkeit, Leidenschaft und tiefer Empfindung, Scharfsinn, Witz, Eleganz und Feinheit. Alles dies hätte sie zu der größten deutschen Schauspielerin machen müssen, wenn die unbesiegbare Eitelkeit sie nicht in die moderne Virtuosenrichtung und damit in Übertreibung und Affektation gerissen hätte.“ Und Gustav zu Putlitz gedenkt ihrer in seinen „Theatererinnerungen“ mit

den Worten: „Charlotte von Hagn kann man mit Recht die glänzendste Erscheinung im deutschen Lustspiel nennen, unerreicht in dem Genre, das sie selbst schuf, ja unerreichbar, weil das Genre eine Spezialität war. Über das Genre ließe sich streiten, über Charlotte von Hagns Meisterschaft in demselben nicht. Die geistvollen, von blendender Schönheit der ausdrucksvollen Züge und der ebenmäßigsten Gestalt unterstützten Darstellungen fesselten durch eine ununterbrochene Kette immer neu überraschender Pointen. Selbst das Gewagteste erschien im Maße der Anmut . . . Ich habe nach ihrer Verheiratung eine Saison in Ostende mit ihr verlebt. Alles, was sie sprach, dachte, tat, war voll Esprit, und daß ich ein französisches Wort für die Künstlerin wählen muß, mag zeigen, daß ihre künstlerische Begabung ein gutes Teil französischen Elementes an sich trug. Vielleicht ist sie die einzige deutsche Schauspielerin gewesen, die es vermocht hätte, sich auch in Paris eine glänzende Künstlerlaufbahn zu erringen, und neben einer Mars, sicher neben einer Madeleine Brohan Triumphe zu feiern.“

In Berlin wie andernorts verkehrte die geniale Künstlerin mit den Erlesensten ihrer Zeit. Schlegel, Tieck, Immermann, Varnhagen und Rahel, Bettina von Arnim, Gutzkow, Fürst Pückler, die Familie Mendelssohn, die Mutter Meyerbeers u. a. zählten zu ihren Intimen. Raupach, damals Beherrscher der Berliner Bühne, vergötterte sie. Auch Laube und besonders Ferdinand Raimund, Alexandre Dumas, Emile de Girardin, Rachel Felix, die große Tragödin, nannten sich ihre Freunde. Später wurde Tieck

ihr Widersacher. Er mißbilligte ihre, trotz seines Abmahns festgehaltene, kokette Auffassung des Puck im „Sommernachtstraum“, so sehr sie dem Publikum gefiel, und warf ihr, gleich Laube und Seydelmann vor, daß ihr die eigene reizende Person weit wichtiger als des Dichters Absicht sei — eine Rüge, die freilich mehr oder weniger wohl auf jede schöne Bühnenkünstlerin Anwendung leidet.

Auf der Höhe ihrer Künstlerschaft und ihres Ruhms lernte Liszt Charlotte von Hagn kennen. Wie hätte er kühl bleiben können ihren Reizen gegenüber, die alle an sie gebannt hielten? Sie sahen sich bei den Soireen im Schlosse, wo sie, wie überall, ein gern gesehener Gast war, sahen sich allerorten. Er zeichnete sie aus, sie befreundeten sich alsbald. Einem kurzen Gedicht von ihr gab er zu jener Zeit ein tönendes Gewand. Es findet sich unter seinen Liedern:

Dichter, was Liebe sei, mir nicht verhehle!
„Liebe ist das Atemholen der Seele.“
Dichter, was ein Kuß sei, du mir verkünde!
„Je kürzer er ist, um so größer die Sünde.“

Einmal, in einem kritischen Augenblick kam ihm Charlottes berühmte Schlagfertigkeit zu Hilfe. Noch bevor der König ihm den Orden „pour le mérite“ verlieh, sandte er ihm nach einem Konzert im Opernhause durch seinen Adjutanten einen kostbaren Brillantring. Das verletzte Liszts Künstlerstolz. Er wollte sich nicht wie andre durch dergleichen Geschenke abfinden lassen. „Ich brauche ja so etwas nicht!“ murmelte er und warf das Etui in die Kulissen. Da sprang zur selben Minute Char-

lotte von Hagn als guter Genius aus den Kulissen hervor und reichte ihm das Etui mit dem Ausruf: „Herr Liszt, aus lauter Freude lassen Sie die Freude aus den Händen fallen!“ Rasch die Herrschaft über sich zurückgewinnend, wandte sich der Künstler zum Adjutanten, noch ehe dieser sich der Situation recht bewußt geworden war: „Majestät sind sehr gütig gegen mich.“ Die Hand seiner Freundin aber zog er ehrerbietig an die Lippen. „So eine wohlthätige Hand“, sagte er, „muß man segnend küssen.“ Das Etui nahm er nicht. Als er abreiste, legte es Charlotte in die Hand Bellonis, seines Sekretärs.

An Liszts Freundschaft für Charlotte von Hagn wagte sich in diesen Tagen der Spott heran. Unter dem Titel eines vom 28. Januar 1842 datierten „Sendschreiben Liszts aus Berlin“ an den Redakteur der „Rheinlande“ erlaubte sich Glasbrenner — der Autor des mit wenig Witz und viel Behagen verfaßten „Liszt 'gen Berlin“¹ — eine Mystifikation, die die Berliner Gesellschaft lächerlich machte und die betreffenden Persönlichkeiten begreiflicherweise arg verstimmte. Nichts davon ahnend, erschien der vermeintliche Autor des taktlosen „Sendschreibens“ auf einer Assemblée bei Meyerbeers Mutter. Er spürte alsbald eine ungewohnt kühle Temperatur des Empfangs, selbst seitens seiner Freundinnen Hagn und Unger-Sabatier. Als er den Grund erfuhr, war er verletzt, daß man ihn eines so verätherischen Streichs fähig halten konnte. „Sie müssen widerrufen!“ rief ihm Charlotte von Hagn

¹ Drei Hefte. Berlin, Eyssenhardt 1842.

zu. Doch sein Stolz verschmähte einen Widerruf. Ohne sein Wissen schlug sich dann sein Freund Fürst Felix Lichnowsky ins Mittel und ließ in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, scheinbar in Liszts Auftrag, durch dessen Sekretär eine diesbezügliche Erklärung veröffentlichen, die alle Schatten um ihn verscheuchte.

Vier Jahre nach jenen erregungsvollen Wochen, im März 1846 trat Charlotte von Hagn von der Bühne zurück. Ein in der Lausitz ansässiger Rittergutsbesitzer, Alexander von Oven, trug die Hand der Gefeierten davon. Sie lebte anfänglich mit ihm teils auf seinen Gütern, teils in Berlin, dann in München. Zwei Kinder starben ihr bald nach der Geburt. Glück brachte ihr die Verbindung mit dem jüngeren Manne nicht. Sie wurde bereits 1850 auf ihren Antrag wieder gelöst. Fortan nahm sie mit Schwester Josefine in München ihren Wohnsitz, daneben viel reisend und den Verkehr mit nahen und fernen Freunden pflegend. Die der Ausübung ihrer Kunst nun Beraubte krankte, so erzählt Putlitz, „am Heimweh nach der Bühne, nicht an dem sentimental, an dem das Herz bricht, sondern an dem zürnenden, sich selbst ironisierenden, das gegen die Fesseln grollte, die sie von dem Felde ihrer Triumphe zurückhielten. Ihr Traum, ihre glühendste Sehnsucht war es, zur Bühne zurückzukehren, auf der noch ein großes Feld der Tätigkeit, der Erfolge sie erwartet hätte. Sie hat dieselbe nie wieder betreten, denn als die Hindernisse fortgeräumt waren, die sich damals ihrer Sehnsucht entgegenstellten, machte eine lange

lähmende Krankheit die Erfüllung unmöglich.“ Ein schwerer Schlaganfall, der lebenslang seine Spuren zurückließ, betraf sie 1854. —

Die Fäden, die sie Liszt verbanden und die auch die Fürstin Wittgenstein veranlaßten, sie in München zu besuchen, zerrissen nicht. Sie wurden zeitweilig aufgenommen. Einige Briefe im Besitz des Liszt-Museums sagen es uns. Blicken wir hinein:

„Es ist mir eine große Freude, daß ich endlich nach so langer Zeit Gelegenheit habe, Sie an mich, die — vielleicht — Vergessene, zu erinnern, wohl von Ihnen selbst zu hören, wie es Ihnen geht. — Wenn Sie sich meiner noch entsinnen, so haben Sie mich immer noch ein wenig lieb und tun nur, was ich tue.

Also — zum Zwecke dieser Zeilen. Ich habe gehört, daß Sie sich für den Augenblick stark für Singvögel interessieren, um sich dadurch den stillen Aufenthalt in Weimar („Weh mir“, wie unser unvergeßlich teurer Freund Fürst Lichnowsky es nannte) so heiter wie möglich zu machen, und das gibt mir Hoffnung, daß Sie mir meine Bitte nicht abschlagen.

Ein schönes talentvolles Mädchen, 20 Jahre alt, hat keinen lebhafteren Wunsch, als sich von Ihnen protegieren zu lassen. — Die Ärmste! sie ahnt nicht, welche Gefahr sie läuft! Für Sie, mein teurer Freund, dem alles so leicht wird, ist es eine Kleinigkeit, der jungen Künstlerin, Mlle. Fastlinger dort Gastrollen zu verschaffen, NB. wenn es gewünscht wird, auf Engagement.

Mlle. Fastlinger ist erst seit einem Jahre auf der

Bühne, und da sie am hiesigen Hoftheater früher im Chor gesungen, so ist es der Intendanz, die grundlos wenig versteht und sehr aristokratisch, das heißt voller Vorurteile und Albernheiten ist, ein Gräuel, daß sie, das Kind des Volkes, welches so lange in einem Vorstadtviertel gelebt, sich nun zur Primadonna erheben soll, und will lieber Mlle. Haller, die ich nicht kenne, gegen die ich aber ein wenig eingenommen bin, aus Gründen, die Sie erraten, teurer bezahlen, weil sie in ihrer Armut nicht früher hier gelebt.

Mlle. Fastlinger legt das Repertoire bei; es sind Rollen, die sie hier mit vielem Beifall gesungen, und ich lege es in Ihre schützenden Hände und sage: bitte, bitte!

Kommen Sie denn nie hierher in das bornierte München? Vielleicht bleiben Sie diesen Sommer in Deutschland, und ich finde Sie irgendwo auf meinem Wege, denn es sind mir Bäder verordnet — ich weiß noch nicht wo —, wie würde ich mich freuen, Sie zu sehen!

Adieu, mein Freund, lassen Sie bald von sich hören, daß es Ihnen gut, recht gut geht

Ihre

Charlotte von Oven

Charlotte von Hagn.

München, d. 7. April 1849. No. 10 Ludwigstraße.“

Vom 29. April 1849 datiert ist das zweite Schreiben:

„So viel Liebenswürdigkeit in der Erfüllung eines Wunsches, so schnelle Ausführung dieses Wunsches

kann nur von Franz Liszt kommen. So viel Anerkennung, so viel Anhänglichkeit aber auch — sollte ich meinen — nur von Charlotte. Wenigstens bilde ich mir ein, daß ich es in letzterer namentlich allen andern zuvortue. Also Dank — tausend Dank für Ihre Güte!

Die junge Person, der Sie sich teilnehmend bewiesen, ist übergücklich. Sie ist im Anfang ihrer Laufbahn und da ist alles rosenrot, hoffnungsgrün; nun habe ich ihr erlaubt, die Rollen, die sie Ihnen in Weimar vorspielen darf, bei mir einzustudieren, und denke mit meiner Rekommandation keine Unehre einzulegen. Sie ist so arm, mußte bis jetzt jede Annehmlichkeit des Lebens entbehren, hat aber eisernen Fleiß, Liebe und Enthusiasmus für die Kunst. —

Wie beneide ich das junge Mädchen! Wie so gerne wäre ich an ihrer Stelle! Mit welchem Entzücken wollte ich jene holden Stunden wieder durchleben, die mir Herz und Phantasie beglückten! Aber leider — die Poesie ist abgestreift, die prosaische Wirklichkeit des Alltagslebens lastet wie Alpdrücken auf den beschnittenen Flügeln, die aufwärts streben, sich aber immer wieder herabgedrückt fühlen. „Die Maiblümchen“-Zeit ist vorbei!

Von dem, was ich am liebsten erführe, weiß ich leider nur wenig . . . Sonst gaben doch noch die Zeitungen Nachricht über Sie, jetzt liest man nur Politik. Als ob auch alle Welt interessieren müßte, was alle Welt bewegt! Wenigstens hoffe ich, daß diese Wirren keinen Bezug haben auf jene mystische Stelle Ihres Briefes, worin es heißt „sie sei ernst

und entscheidend für Ihr Schicksal;“ sie hat mich viel nachdenken gemacht. Ich dachte zuerst an den ungarischen Krieg, und das stimmte mich sehr ernst — dann fiel es mir ganz heiß auf's Herz: „Heirat“! und ich bekam beinahe das Fieber, denn jetzt erst weiß ich, welches Übel in der Welt das größte ist, und wollte, ich hätte die tugendhafteste Handlung meines Lebens nicht begangen. — Vorbei! vorbei! München d. 29. April 1849.“

„München, den 24. Mai 1849.

Wenn der Neid ein Bekannter von mir wäre, so stünde er jetzt neben mir und freute sich, daß ich gar so gerne mit der Fastlinger tauschen möchte, um an ihrer Statt nach Weimar zu reisen. So mag sie in Gottesnamen hingehen und ihr Glück suchen, sie ist gesichert, denn Liszt — mein immer teurer Franz Liszt steht ihr zur Seite. Es sind Jahre verflossen, seit ich Sie gefunden und verloren, aber ich muß gestehen, ich bin durch Sie für alle andern Menschen verdorben; denn keiner, auch keiner hält nur den leisesten Vergleich aus. Sie sind und bleiben einzig.

Bitte, machen Sie mir die Freude, mir Nachricht von sich zukommen zu lassen, schreiben Sie mir, ob Sie zufrieden sind, ob glücklich. Auch wie Ihnen meine Empfohlene zusagt — sie ist von mir beauftragt, ohne Bedenken sich Ihrer Leitung zu überlassen. Sie müssen ja schon als Kapellmeister ungemein viel Takt haben!

Adieu! Adieu! Ihre Freundin fürs Leben

Charlotte.

Lola Montez ist nach Amerika. Ich habe einen Brief von einem Missionär gelesen, der auf demselben Schiffe mit ihr ging und sich über einen furchtbaren Sturm beklagt, den sie ausgestanden und den die Reisenden dieser gefährlichen Hexe zuschrieben.“

Vorübergehend hatte die genannte „gefährliche Hexe“, die bekannte schöne andalusische Tänzerin und Abenteurerin, ihren Schatten auch in Liszts Leben geworfen. Sie gab, wie wir sahen, den letzten äußeren Anstoß zu seinem Bruch mit der Gräfin d'Agoult.

Der Schützling Charlotte von Ovens, die Sängerin Fastlinger, erreichte in Weimar das Ziel ihrer Wünsche. Dort engagiert, kreierte sie bei der denkwürdigen Uraufführung des „*Lohengrin*“ am 28. August 1850 die Ortrud. —

Im Herbst 1863 besuchte Frau von Oven die Tiberstadt. Sie sah Liszt wieder. Seine langjährige Lebenshoffnung: seine Verbindung mit der Fürstin Wittgenstein, war gescheitert. Die Wandlung zum Geistlichen lag noch vor ihm. Um dem lästigen Andrang von Besuchenden, die in ihm eine Art Sehenswürdigkeit der *santa Roma* erblickten, auszuweichen, hatte er seine Stadtwohnung mit dem Hause der Oratorier, Madonna del Rosario auf dem Monte Mario, vertauscht. Einer der wundervollsten Ausblicke des an unvergleichlichen Umsichten und Bildern überschwenglich reichen römischen Geländes liegt da oben dem Beschauer offen. Weit hin sichtbar grüßt eine einsame Pinie von dort herab. Liszts Freundin Elpis Melena nannte ihn gern „die Pinie des Monte Mario“.

Nach Heimkehr Frau von Ovens empfing er ein Gedicht. Ihm sind in der im Liszt-Museum geborgenen Handschrift die Worte vorangestellt: „*pour lui seul*“. Nun *lui et elle* längst nicht mehr von dieser Welt sind, braucht auch ein empfindliches Feingefühl nicht das Licht der Öffentlichkeit für die warm empfundenen Verse zu scheuen.

Ich kehrte wieder aus dem Wunderlande,
Dem ew'gen Rom, der Stadt der Welt, zurück
Nach meiner Heimat an der Isar Strande —
Ach! wie so schnell entschwand der Tage Glück,
Wo mit andächt'gem Staunen ich geschauet,
All jene tausendjähr'ge Herrlichkeit,
Darüber stets der Himmel heiter blauet,
Die widerstand der Macht der Zeit.

Nun sitz' ich oft, versunken still in Träumen,
Es weilt im fernen Lande dort mein Geist,
Ich seh im Morgengolde sich umsäumen
Des Klosters Kuppeln — hör's, wie ehern preist
Der Türme Glockenmund im Morgenliede
Den Schöpfer über'm hohen Himmelszelt —
Noch waltet rings ein stiller Gottesfriede,
In tiefer Ruhe liegt da noch die Welt.

Jetzt schau ich auch die hohe Pinie wieder,
Die einsam steht auf gottgeweihter Höh',
Sie blickt wie träumend zu der Erde nieder,
Hinab auf Rom mit sehnsuchtsvollem Weh.
Durch ihre Krone ziehts wie flüsternd Rauschen,
Wie vieler Geisterstimmen dumpfer Laut.
Welch sterblich Ohr wohl mochte je erlauschen,
Was sie dem Morgenwinde anvertraut?

Und aus des frommen Klosters heil'gen Hallen
Herunter in die stille Einsamkeit

Hör' Himmelsharmonien ich erschallen
Mit solcher glaubensvoller Innigkeit,
Als ob zum Willkommgruße alle Chöre
Der Engel vor des Weltenschöpfers Thron
Ein Jubellied anstimmten, Ihm zur Ehre
Und seinem eingebornen großen Sohn.

Und endlich seh ich selbst Ihn vor mir stehen,
Den frommen Meister, dessen göttlich Spiel
Die Seele macht vor Himmelslust vergehen
In unnennbarem, seligem Gefühl.
Die heilige Kapelle seh' ich wieder,
Wo Er an meiner Seite fromm gekniet
Und wo sein Mund gelispelt Gotteslieder,
Sein Aug und Herz in Andacht still erglüht.

O schöne Stunden! voll von heiterm Glücke,
Die ich verließ — warum entschwandet ihr!
Ach, daß ihr wieder kehrtet mir zurücke,
Denn ewig unvergeßlich bleibt ihr mir.
Drum soll mein einzig Glück, mein Trost auf Erden,
In aller künft'gen Tage Lust und Leid
Die süße selige Erinn'ung werden
An jene glückliche Vergangenheit.

1842—1863.“

Darauf wurde der Dichterin die Antwort¹:

„Während winterlicher Reif und Schnee die symbolische Pinie bedrohten, haben Sie sie geschützt und geschmückt, sie in Blüten der Poesie, in den Duft der Erinnerung eingehüllt. So wird ihr Saft nicht erstarren, und ihr immergrünes Gezweig kann wieder neu beginnen zu lächeln, zu träumen und sanft zu säuseln.

¹ Nach dem französischen Original im Besitz von Dr. Braun in München, veröffentlicht Liszt-Briefe Bd. VIII.

Ein großer Dichter spricht von den Klagen der Lüfte, wenn der Meerwind durch das Geäst der Pinien Italiens streicht. Oft lauschte ich einst in der Piniera von Pisa diesem wundersamen Konzert und badete meine Seele in unbestimmter Wonne und Pein. Hier aber neigt man mehr zum Nachdenken denn zum Träumen. Die Pinie, die die Hügel Roms beherrscht, einem Einsiedler gleichend, den eine geheimnisvolle Betrachtung an der Schwelle der heiligen Stadt zurückhält, läßt den Gedanken nicht ins Unbestimmte schweifen. Sie streckt ihre Zweige nach den Höhen aus, wo das Zeichen der Welterlösung einst Konstantin siegverheißend erschien. Bevorzugt vor allen, ist sie der Baum, dessen Blattwerk, Früchte und Keime all die Gnade, den Segen bringen, von denen sie Zeugnis gibt, und der mich auffordert, die Hymne vom Kreuze zu singen.

Wie Sie wissen, befindet sich die der Erinnerung an die Kreuzerscheinung vor Konstantin am Monte Mario geweihte Kapelle ganz nahe der symbolischen Pinie und meiner Wohnung in Madonna del Rosario. Zwei Dominikaner haben den Gedanken gehabt, die Offenbarung des göttlichen Zeichens, die den Cäsar an dieser Stelle zum Christentum bekehrte, aufs neue durch Reden und Musik zu feiern. Ausgezeichnete hohe Geistliche sind dem Gedanken beigetreten und der heilige Vater hat ihn gnädigst genehmigt. Man gedachte erst, ihn in der kleinen Kirche von Madonna del Rosario zu verwirklichen; doch der große Menschenandrang, den eine derartige Feierlichkeit mit sich bringt, bedingt eine Änderung

der Örtlichkeit. Ich werde Ihnen demnächst das Programm schicken, in dem mir eine bescheidene Stelle vorbehalten ist.

Heute lassen Sie mich Ihnen nur für Ihr anmutiges Gedicht Dank sagen. Ich möchte ihm besser entsprechen können. Da Sie mir indessen so viel Wohlwollen bewahren, hoffe ich, daß Sie reichlich alles das ergänzen werden, was mangelt

Ihrem ergebensten Diener

16. Februar 1864.

F. Liszt.“

Wir wissen nicht, ob Charlotte von Oven die „Pinie des Monte Mario“ noch einmal mit Augen geschaut hat. Ihr war ein langer Lebensabend beschieden. Stiller und stiller wurde es um sie her. Die Schwestern starben, auch ihr getreues Faktotum Josefine schied 1881 von ihr. In ihrem Münchener Hause am Odeonsplatz, das sie seit Mitte der fünfziger Jahre besaß, war sie allein zurückgeblieben. Doch ihrem Bruder, dem feinsinnigen Genremaler Ludwig von Hagn, und dessen geist- und gemütvoller Gattin Marie geb. Löhr, eng verbunden, lebte sie mit beiden in täglichem Verkehr. In Tagen der Krankheit, auch in ihrer letzten, von ihrer Schwägerin liebevoll gepflegt, ging sie am 22. April 1891, 81 Jahre alt, ins Land der Ruhe ein.



Bettina

BETTINA VON ARNIM

Nach einem Gemälde von A. von Arnim-Bärwalde

Aus dem Corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Bettina von Arnim.

Eine andere bedeutende Frau noch durfte sich in der Berliner Schwärmzeit vom Jahre 1842 der besonderen Bevorzugung Liszts rühmen. Es war Bettina von Arnim, deren origineller, exzentrisch sprunghafter Geist ihn fesselte. Wer kennt nicht die Autorin von „*Goethes Briefwechsel mit einem Kinde*“ und mit ihr die Dichterin zweier vielumstrittener angeblicher Briefe Beethovens, die sie einem echten nachgebildet hat? Nicht Historikerin, Dichterin wollte sie sein. Sie nahm keinen Anstand, Eigenes für Fremdes auszugeben und die Welt zu mystifizieren. Es gelang ihr. Man tat ihr den Gefallen, Dichtung für Wahrheit zu nehmen, bis letztere sich geschärften Augen als unecht enthüllte. Wie Bettina Goethe gegenüber, obgleich weit über die Kinderzeit hinaus, das „Kind“ bleiben wollte, gefiel sie sich lebenslang in der Rolle eines *enfant terrible*, die freilich ihrer Jugend besser als ihrem Alter zu Gesicht stand, alle aber durch die naive Keckheit verblüffte, die sich bei ihrem widerspruchsvollen Naturell mit oft tiefsinnigen Reflexionen, edlem Empfinden und einer hinreißenden Beredsamkeit vertrug. Genug, Genialität wird ihr auch gegenwärtig niemand absprechen können, ob auch ihre

phantastisch schweifende, vom Tatsächlichen unbekümmert abirrende Art, ihre ganze Schweben- und Lebewelt, die mehr in und über den Wolken, denn auf unsrer Erde und ihrer Wirklichkeit heimisch war, dem heutigen Geschlecht um vieles ferner gerückt ist, als der romantischen Zeit, in der sie wurzelte.

Dichterblut und -glut waren ihr vererbt. Eine Enkelin Sophie Laroches, Schwester Klemens Brentanos, die Gattin Achims von Arnim, Freundin Carolinens von Günderode, lebte sie von Jugend auf im engsten Verkehr mit fabulierenden Geistern, haftete ihr, gleich Bruder und Gatten, etwas Bizarres an. Eben darin aber beruhte ihre Eigenart.

Als Liszt sie kennen lernte, hatte sie, die am 4. April 1785 in Frankfurt am Main ihren Erden-gang begann, bereits 57 Lenze hinter sich und war seit elf Jahren verwitwet. Zu den Größten ihrer Zeit, Goethe und Beethoven allen voran, hatte sie den Weg gefunden und ein reiches Leben gelebt. Ihrem geistsprühenden Geplauder, so wird erzählt, lauschte der dreißigjährige Musiker stundenlang. Auch schriftlich sprach sie zu ihm in der nur ihr eigenen Weise.

Es haben sich Zeugen davon erhalten. Dem ersten ihrer Briefe fehlen Datum und Unterschrift. Seinem Inhalt nach dürfte er im Februar 1842, also noch vor Liszts Aufbruch von Berlin, oder unmittelbar darnach entstanden sein. Man spürt die Schreiberin noch unter der Gewalt der empfangenen Eindrücke. Wir lesen:

„Ist es schwer mir zu schreiben, so ist auch

schwer von Dir gelesen zu werden. Die Ähnlichkeit haben meine Blätter mit denen der kumäischen Sibylle bei Dir, daß sie ein Spiel der Winde werden. Ich hätte ohne Ende mit Dir zu reden, aber Dein leiser Verrat in dem Namen, den Du mir beilegst, hält mich in Schranken.

Es ist das Tiefste und Innigste, was auch das Einfachste ist. Dies allein kann dem Freund etwas gelten. Ich möchte Dir mit keinem prahlerischen unnützen Wort entgegentreten. Was es auch sei, was mich in Dir berührt, es weckt einen Trieb, etwas Besseres aus mir zu machen, eine Begierde der Anstrengung wie im ersten Lebensreiz, und doch: wie das Kind vom Schlaf befallen wird, während es Nahrung saugt, so geht mirs, ich muß gleich träumen, wenn ich an Dich denken will. Du bist ein Organ der Zeit; ich weiß auch Wie und Warum, aber ich bin mit im Werden in Dir begriffen und muß mich leidend verhalten. —

Alle Regung ist ein Beginn; wer kann ihr universales Wirken voraus abmessen? — Wer kann abwägen, was die Begeisterung fortbewegt? — Künstler sein! was ist's? — wenn nicht, daß er die Zeit in sich reife? — Welche Zeichen blühen auf Deinem Weg? — Die Jugend! möchte sie als einzige Vermittlung Dir gelten, Deiner Unsterblichkeit! Wie ist ihr strebsamer Geist umgarnt, es ist keine Rede, dem Licht und Wärme zu gönnen; alles ist darauf angelegt, die Geistesfreiheit zu ersticken, die der einzige Keim des Werdens ist. Und wir alle müssen die Fesseln des Unverstandes und hochmütiger Tyrannei schleppen. Du kannst

es nicht vertragen, im Gefühl Deiner Selbstheit angetastet zu werden. Wir wollen es uns nicht zu Schulden kommen lassen, daß wir es anteillos dulden und ansehen, wie diese Selbstheit der Jugend von den Philistern mit Füßen getreten werde. Begeisterung ist nichts, wenn sie nicht das Palladium der Menschheit verteidigt, wenn sie nicht zur kristallhellen Gesundheitsquelle wird für alle, denen sie strömt. Du hast nicht für Dich zu sorgen. Du hast kein Glück in Anspruch zu nehmen, keine Hoffnung der Zukunft: — Was wolltest Du noch für Dich? — Sieh, andere seufzen, haben Forderungen, Bedürfnisse, verwirken die Zeit im vergeblichen Mühen um die Güter der Zeit. Sind es Güter? — Nein, es sind nur Leerheit und Wahn: aber Du, der das Haupt untertaucht in den Quellen der Harmonie, wie könntest Du nach anderem Dich sehnen als nach Ihr, die eines Vaters Tochter ist, der des Himmels Schöpfer ist und der Erde, nach der Natur. Du mußt ihn fühlen, den Geist der Welt, er muß aus Dir hervorquellen, sie müssen ihn durch Dich verstehen lernen, die jungen Adler, Du mußt sie herauslocken aus dem Nest und den Weg zur Sonne weisen. Du weißt es wohl, von allen, die Dich feierten, waren wenige, die Dich verstanden haben. Die Jugend aber hat den heiligen Willen von Deinem Genius wohl geahnt. Die Lust Dich zu krönen hast Du dem Wohlgetöne Deiner musikalischen Geisteskraft zu danken, sie strömt nicht durch die Finger, sie bildet Dein ganzes Sein. Der hat es in der Gewalt, neuen Lebensreiz in jenen zu wecken. Es war das erste Selbstgefühl, was Dir im lauten Hurra

der Studenten entgegenströmte, sie widerhallten die Melodien Deines Wesens in ihrer Brust, und das war göttlich. Ach, ich gönne Dir die Allmacht ungeteilter Begeisterung; sie weilt nicht auf der Oberfläche, sie geht durch Tiefen und Höhen. — O reinige Dich von allem jenen, was Menschen Dir zuteilen könnten als Ehrenzeichen, in Deinem Busen allein die Seligkeit der Schönheit, die Dich hinaufhebt, wo Deine Seele den Tau trinkt.

Ich bin Dir gut, ich liebe Dich. Die Tage haben mich wie mit fruchtbarem Regen übergossen, es quillt und berstet jeder verborgene Keim eines höheren Willens in mir. Das habe ich dem Lauschen zu danken Deiner Musik. Du hast sie hundertmal gespielt vielleicht, Du warst müde, aber die Gewalt des Göttlichen ist ihr eingeboren. Ach, die ausgestorbenen Schalen, sie begrünen sich wieder mit Jugendbegeisterung! — Freue Dich doch! — Fordere nichts mehr vom Schicksal, als daß Du die Heroenwelt, dieses Zauberland, vor der Jugend wieder aufschließe.

Und verstehe mich doch willig, verschließe Dich nicht vor mir, die Dir gern die fruchtbare Erde anhäuft um die jungen Sprossen des Lorbeers.“

Unterdessen hatte Liszt seinen Triumphzug über Königsberg, wo ihn die philosophische Fakultät der Universität zum Doktor der Musik ernannte, nach Petersburg fortgesetzt, und sodann in Paris eine Wohltätigkeits-Matinee gegeben, um weiter der Einladung zu musikalischen Festen in Belgien zu folgen.

Aus Ems schreibt ihm Bettina am 20. Juni nach Köln:

„Lieber Freundlicher!

dem ich nicht auf die liebsten Zeilen geantwortet, die Bezauberung enthalten, wie dies Dir, lieber Dutzbruder, empfindlich bewiesen wird auf allen Lebenswegen. Daß Menschen mit tiefer Aufregung Deine Musik in sich trinken, wie neugeborene Kinder die Muttermilch, beweist, daß auch außerdem noch, daß wir namentlich im Lande der Franzosen, rufen: Freiheit und Gleichheit! die Ungleichheit der Preis und die Köstlichkeit ist des Lebens. Fänden wir an jeder Straßenecke unsresgleichen, so würden wir selbst nach unserm eigensten Sein nicht mehr fragen. So aber im Empfinden, daß von Deinem Überfluß die süßeste naturgerechte Nahrung ihr zufließe, strömt die Menschheit Dir zu, und Freiheit und Gleichheit, die der eigentliche Sperrbaum ist aller geistigen Verhältnisse, gilt ihr nichts mehr; sie will nicht Dir gleichen und im Bewußtsein, daß sie auf gleicher Stufe mit Dir stehe, ihre Wege gehen, nein, sie will Dir huldigen und sanft sich an Dich herandrängen, und genährt und gepflegt will sie sein von der ihrer höheren Entwicklung so angemessenen Nahrung, die aus gegenseitiger Begeisterung sich auch in Dir immer gewaltiger und kräftiger erzeugt. Und wer wollte Dir streitig machen, daß dies alles, was Dir widerfährt, die anmutigste Allegorie ist auf das, worauf Deine Seele Anspruch macht: nämlich die Menschheit zu begeistern. Und wer weiß, unter welcher Form und Bedingung noch manche Forderung des Lebens

gemacht wird werden an Dich. Denn Musik strömt nicht allein aus den Fingerspitzen eines solchen Geistes, und nicht allein in Tönen dem Ohr erklingt sie. . . .

An Spontini hab ich mein Wort gehalten, indem ich sieben Lieder, mit samt ihren ganz eigensinnigen Akkompagnements ihm zugeeignet, habe stechen lassen. Es tat ihm wohl, wie Balsam auf die Wunde. Wer wollte nicht, hielt er ein solches Elixier in Händen, mit Sanktion dem, dem Unrecht geschehen, diesen Balsam auflegen! Und welche größere Ehre könnte mir widerfahren, als daß Einer, dem alle in wilder Ausgelassenheit weh getan, zu mir sage: Du tust mir wohl! — Was nun die musikalischen Wendungen, klippenvollen Fehltrittswege dieses Produkts betrifft, so konnte ich mich nicht entschließen, auch nur, um der närrischen Perücken willen, die Gesetze machen über eine Kunst, welche viel zu gewaltig ist für pedantische Ohren, eine einzige falsche Quinte aufzuheben. Wie hab ich als Kind mit klopfendem Herzen auf dem Instrument herumgesucht, um dem tief in mich geprägten Rhythmus zu genügen. Wie viel tausendmal wiederholte ich mit Entzücken diese mir allein wohlgefälligen Töne, an deren Stelle ich nie irgendandre gerecht fand, als nur diese allein, wenn man mir auch noch so schöne Harmoniengänge vorspielte! Drum mußte alles so bleiben, wie die wirklich originalen, erste Liebe stotternden Unterhaltungen meiner Seele mit der Musik gewesen sind; und ich hab nicht gelitten, daß man meinen Baß, der wie ein Reh oft die Melodie mit raschen Sätzen und Sprüngen umtanzt,

oft hineinklingt und deutlicher in seiner Empfindung widerhallt, was die Melodie nicht vermag: daß man sein eigensinniges Wenden und Drehen meistere.

Damit will ich nicht sagen, daß es so sehr der Mühe wert sei, nein! aber ich habe ein Projekt dabei; nämlich diese ersten Lieder sind die zahmen; noch war ich teilweise dem zugetan, was ich, die auch in jedem Sinn das Unfreie nicht begreifen kann, also von den Generalbaßregeln zwar nichts verstand, aber doch abergläubig für wahr hielt. Was ich aber später herausgeben werde, das hat den Zaum zerbissen und ist seinem Begeisterungslauffeuer nicht mit Löscheimern von Generalbaßregeln nachgelaufen, um die Lebensflamme im erstickenden Rauch ihrer zündenden Kraft zu berauben. Ich mußte also einen Übergang machen, und dazu sind dergleichen fehlerbezeihende Sätze ganz angemessen, daß man sich allmählich dran gewöhne. — Nun könntest Du glauben, Wunder was für überraschende Erscheinungen kommen werden! Ja, sag ich heimlich zu Dir! — Und wärest Du nicht gewesen, ich hätte vielleicht nie daran gedacht sie ans Licht zu ziehen; aber Dein Spiel machte mir gewiß, daß ich Dir verständlich sein würde. Und nach dem Rhein werde ich kommen im August, da werd ich Dir ein Heft Melodien mitbringen, die ich dem König widmen will, weil sie ihm einen Begriff geben sollen, daß jene Musik der Antigone mit der griechischen nicht kann auch nur eine Spur anklingen; und diese hauen freilich über die Schnur und befinden sich auf dem Spielplatz des noch nie Dagewesenen. Für solche Dinge kann ich keine

fremde Meinung, keine Hand, die mich meistere, brauchen. Ob sie den Menschen heutzutage zusagen werden, das weiß ich nicht; aber sie werden Wege zeigen, damit die Musik nicht wie jener Sumpf der christlichen Religion, den die Prediger um und um wühlen, um nur noch ein Thema drin zu finden, das dem Zuhörer nicht wie der gewohnte Trapp des Mülleresels lautet: damit sie nicht auch zum stehenden Sumpf werde. Und Du sei kein Narr, erst den Finger an die Nase zu legen. Ich weiß, welche Begeisterungsglut des tiefsten Einverständnisses mit dem Text darin verborgen liegt. — Und Du hast hundertmal in Deinen unwillkürlichen musikalischen Bewegungen das Rätsel, was in meinen sogenannten Kompositionen keimt, in voller Blüte um Dich her ausgestreut.

Adieu! am Rhein sehen wir uns, wenn Du willst; die Kinder freuen sich unendlich darauf. Armgart singt: Kennst du das Land?¹“

Im September versucht Bettina nochmals Liszt nach Ems zu locken:

„In den Zeitungen liest man von Dir, daß auf Deinem Herzen zwei Orden prangen, aber in Deinem Herzen liest man nicht, und die Ahnungen mögen auch nicht hell aufleuchten in der Brust eines vom Gaudium der Adelsherrlichkeiten genährten Meteors, sonst hätten diese schon mit Brillantfeuer erleuchtet, daß ein Nest voll Freunde in Ems weilt; bis zu Ende September werden wir hier bleiben.“

Wohl möglich, daß das von der Schreibenden ge-

¹ Von Liszt komponiert.

wünschte Wiedersehen stattfand; denn der Begehrte hatte inzwischen mit der Gräfin d' Agoult und den Kindern seinen Sommeraufenthalt auf der rheinischen Insel Nonnenwerth genommen. Er, dessen Kunst Bettina wie alle Welt bezauberte, wäre ihr, so sagt man, ein erwünschter Schwiegersohn gewesen. Sicher begegneten sie sich im Oktober des nächsten Jahres in München und pflogen wieder täglichen Umgang. Damals wollte die Freundin den Tondichter auch zum Wortdichter machen. Ihm müßten auch Verse gelingen, meinte sie. Zur Erwiderung sandte er ihr einen in einem Glas auf der Leiter sitzenden Laubfrosch, dem er den Reim zum Geleite gab:

„Ich kraxele auf der Leiter
Und komme doch nicht weiter.“

Lina Ramann, die dies erzählt, bezeichnet den Vers als „den ersten und einzigen seines Lebens.“ Er hatte jedoch einen Vorgänger: nämlich den kindlichen, an eine ungenannte Exzellenz gerichteten Stammbuchsreim vom November 1823, mit dem wir den VIII. Band der Briefe Liszts eröffneten:

„Stets zählen Sie der Freuden viel
Und wenig — wenig Schmerz;
Dies wünsche ich mit kindlichem Gefühl,
Mir bleibe stets Ihr Herz.
Der Liebe verdank ich jedes Glück,
Darum gebe ich nichts als Liebe zurück.“

War der Liebe Geben und Nehmen, von dem sein Leben viel zu erzählen weiß, demnach schon dem zwölfjährigen Knaben geläufig?

Zur Feier des Weimarer Goethe- und Herderfestes im August 1850, dem Liszt durch die von ihm

geleitete denkwürdige Uraufführung des „*Lohengrin*“ an Goethes Geburtstag eine einzigartige Weihe gab, stellte sich unter einer reichen Zahl fremder Gäste auch Bettina von Arnim ein. Verständnis für den sich darin ankündigenden Geist einer neuen Kunst aber war ihr ebensowenig als der Überzahl der Hörer gegeben. Es kam zu heftigen Erörterungen. Bei einem Künstlersouper namentlich machte sich Bettina zum Dolmetsch der Mißbilligung von Wagners Werk und Liszts Wahl desselben. Da rief der Meister in edler Erregung den Verständnislosen die Worte zu: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Mit Wagners Opern stehe und falle ich!“ Mit diesem seinem durch die Tat unablässig bestätigten Glaubensbekenntnis entfesselte er den Kampf aller Parteien gegen seine eigene Kunst, der bis an seinen Tod währte und selbst über seinem Grabe noch nicht völlig verstummt ist.

Ende des Jahres 1850 erschien Liszts Werk: „*De la Fondation-Goethe*“. Bettina von Arnim empfing es und bot ihr Buch „*Gespräche mit Dämonen*“ als Gegengabe dar. In ihrem Dankbrief vom 9. August 1852 erwähnt sie:

„Seit vorigem Sommer bis jetzt beschäftigt mich das Monument von Goethe; in einer kleinen Dachkammer ist es nach meinen Zeichnungen von Steinhäuser, der deswegen von Rom hierher kam, skizziert und nun endlich so weit gediehen, daß es auf allgemeinen Beifall rechnen kann. Wenn nicht ein deutscher Fürst, der schon früher Ansprüche darauf hatte, oder die Reichsstadt Frankfurt, die sich seiner Geburtsstätte erfreut, die Summe zu seiner

Vollendung aufbringt, so wird sie durch allgemeine Subskription zusammengebracht werden, wozu schon bedeutende Beiträge zugesagt sind. Dann bin ich dafür, daß es in Weimar aufgestellt werde, auch habe ich schon einmal mit dem Erbgroßherzog darüber gesprochen, dessen Lieblingswunsch es war. Da er nun jetzt auf einer Reise durch Italien begriffen ist, so täten Sie wohl, ihm zu empfehlen, Steinhäusers Atelier zu besuchen, wo Goethes Statue schon in Marmor kolossal fertig steht und allgemeine Bewunderung erregt.“

Das in übergroßen Dimensionen gehaltene Denkmal gelangte bekanntlich zuvörderst im Tempelherrenhaus im Park zu Weimar zur Aufstellung, ehe es seinen endgültigen Platz im dortigen Museum fand.

Bettinas Besuche in Weimar wiederholten und verlängerten sich. Einmal — es war 1852 — verweilte sie mit kurzen Unterbrechungen vom Oktober bis zum neuen Jahresanfang. Man sah sie viel auf der Altenburg, dem berühmten Musensitz, den die Fürstin Wittgenstein sich und Liszt errichtet hatte. Zwei Töchter begleiteten Frau von Arnim: Armgart, die älteste, nachmals Gräfin Flemming, die Mutter der Frau von Heyking, die sich mit ihren „Briefe, die ihn nicht erreichten,“ einen großen literarischen Erfolg erschrieb, und Gisela, Hermann Grimms spätere Gattin, von der zwei Bände „dramatischer Werke“ herausgegeben worden sind. Die zu jener Zeit in Weimar anwesende Frau Franziska von Bülow, Hans von Bülows Mutter, schildert in einem Schreiben an ihre Tochter die ihr vertraut

gewordene Dichterin, die Peter Cornelius „die kleine schwarzbemäntelte Hexe“ nennt, folgendermaßen¹:

„Bettina ist eine kleine, nicht dicke, aber eher starke Frau; kräftig, lebendig in ihrem ganzen Wesen, ihre mobile Physiognomie anzusehen ist mir immer ein Vergnügen; sie sieht oft schön aus, von Geist und Poesie durchleuchtet, und spricht oft so schön, daß es mir leid tut, ihre Worte nicht aufschreiben zu können; zuweilen ist sie sehr übermütig, dann wohl auch einmal abgespannt und traurig. Im Äußern ist sie durchaus nicht, wie man sie oft schilderte, sondern immer äußerst anständig, ordentlich und reinlich gekleidet.“ Und an anderer Stelle:

„Lust, geistreicher Scherz, Fülle von den wunderlichsten Einfällen, so ist diese Frau fast immer . . . Sie hat ein wohlwollendes allgemeines Interesse an der Menschheit, aber durchaus nicht subjektiv.“

Liszt hatte im November eine Berlioz-Woche veranstaltet, in der er, dem anwesenden Komponisten zu Ehren, dessen Oper *„Benvenuto Cellini“* zur Aufführung brachte, und Berlioz selbst seine dramatische Symphonie *„Romeo und Julia“* und zwei Stücke aus *„Fausts Verdammung“* dirigierte. Feste wurden für ihn gefeiert, es ging hoch her in der Ilmresidenz. Eine Konzertfahrt der Weimarer Künstler wurde mit den Arnims unternommen. Franziska von Bülow meldet: „Ganz Jena war en émoi, weil es verlautet hatte, Bettina sei da . . .“

¹ „Hans von Bülow, Briefe“, Bd. I, herausgegeben von Marie von Bülow. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1895.

Bettina, und Gisel waren überströmend von Geist und naivster Liebenswürdigkeit, in high spirits! Es war eine sehr gelungene Partie.“

Am 11. Februar 1853 sandte Richard Wagner aus Zürich die ersten fertig gewordenen Exemplare seiner Nibelungendichtung an den Weimarer Freund. Dieser, unausgesetzt bemüht, der Sache zu dienen, die ihm wie eine eigene am Herzen lag, bat Bettina von Arnim, das neue Dichtwerk den Brüdern Grimm, Deutschlands größten Germanisten, anzuempfehlen. Ihre Entgegnung charakterisiert das Vorurteil gegen den kühnen Neuerer, das jene Zeit beherrschte. Ihr Freund empfing die Zeilen:

„Lieber Liszt!

Ich stehe in keiner Berührung mit den beiden Grimm; ihr Haus habe ich schon seit vielen Jahren meiden lernen und habe daher keinen Einfluß auf sie; auch findet man nicht geraten, den Text dieser musikalischen Überschwemmung, die manche wilde Wasser mit sich führen mag, zwei Gelehrten zu empfehlen, deren gewissenhafter Forschungsgeist an jedem Buchstaben Ärgernis nehmen könnte.

Hier will man aus den Tannhäuserbedingungen die Tyrannei des Demokraten von Anno 48 erklären und ein gespenstisch Wesen darin erkennen, das in seiner Schreckengröße Rameaus zweideutige Verdienste nachahme, die das sonderbare Schicksal hatten, großes Glück zu machen, ohne daß sie weder erkannt noch beurteilt wurden: man fühlte sich von ihrem Platzregen überrascht, und die Befriedigung, sich wieder trocken zu fühlen, galt für Kunstgenuß. Du bist ein guter Schwimmer und

schlägst die Wellen nieder, die Dich nicht tragen wollen und den Ungeübten über dem Kopf zusammenschlagen.

Lemuren (Nachtgespenster, Larven) bewegen sich immer in den Grenzen ihrer Manen. Rameaus Schüler sah man von allen Seiten auf Unkosten ihres Meisters Frankreich mit schlechter Musik überschwemmen; jetzt auch werden sich genug Insekten erzeugen, die des Rameau Lemuren umschwärmen.

Ich weiß nicht, ob Du, Liszt, meiner warnenden Rede Dich noch Erinnerst, diese Lemuren-Dichtungen gelten zu lassen, solange sie Dich nicht behelligen; aber selbst auf ihrer Straße weiter zu gehen, verbiete Deiner Ursprünglichkeit ihre zu enge Grenze! — — ja zu eng ist diese Grenze, als daß noch ein Keim des ursprünglich Unmittelbaren in ihr Platz fände. Du willst doch wohl nicht entgegen: sie umfasse alles? — Du weißt wohl, daß Kunst ein Fortstreben ist und ein Erobern immer neuer Reiche; — daß Unsterblichkeit nicht ein ausdehnendes Allumfassen ist; daß sie auffährt wie ein Pfeil und aus höheren Regionen wieder herabfährt in den Geist, und diese Wunde entzündet ihn zur Liebe des Unsterblichen. —

Musik ist gewaltsamer wirkend, als daß sie behandelt werde; nur der nicht sie entwickeln mag, der durch sie entwickelt wird, ist der echte Schüler. Musik ist nicht Kunst, sie ist Element der Kunst. Noch ists nicht ausgesprochen in Euch, wie dies Element des Überganges — Musik — die Stufen zu noch höheren Sphären bilde, die wieder Über-

gang noch höherer sinnlicher Kräfte sind; aber die Stufe, worauf Ihr Halt macht, ist nicht die des Hingebens — sie ist die des Bemeisterns. Obschon in rührendem Sehnen danach, bestreitet dennoch Dein eigener Kunstreichtum, daß Du selber aufgehest in ihr. Dein Wahn, das Höchste, das Unübersteigliche, das Ewigallumfassende bewirken zu müssen ist es, der Dich endlich in die Arme dieser Lemure des Rameau wirft und Dich zum Schildträger der Larve eines schon Dagewesenen macht, dessen höchstes Verdienst war, den kleinen Zirkel der noch kleinern Musik zu durchbrechen und das Lyrische über die gemeinen Bretter zu erheben. Dieser Verdienste braucht es heute nicht mehr, denn wir fühlen des Elementes Gewalt im Keim und in seinem Wachstum uns durchströmen; ob mit Flügelkräften, wie sie dem Beethoven entströmten, ob mit dem ersten Lallen der saugenden Lippe, oder mit dem Biß heißester Leidenschaft an ihren Busen uns hängend — Eins ist's! — Alles ist den Flug des Geistes weitübergreifendes Zukunftselement.

Ehrgeiziger! der so edle Nahrung verschmäht! — Aber kein Reicher will Bettler werden an der Großmutquelle! — Nein, Du bist nicht Bettler, — Reichtum hat um dies Vertrauen Dich gebracht, das endlich den Geist des Gottseins sich erflehen würde.

Dein großmütiges Anerbieten für das Goethemonument nehme ich nicht an; ich gehöre nicht zu der Religion, die für andre tun lehrt, was man für sich selbst verlangen würde; ich gehöre vielmehr zu der Religion, die mit einer Hand die andre wäscht, nicht die des Nachbarn, sondern beide

eigenen Hände waschen einander. Auch glaube ich, daß die Hand, welche gibt, der, welche nimmt, den Rang der Großmut abtreten muß. Ich kann diesen Rang Dir nicht abgewinnen wollen, indem ich nehme, was Du bietest, und biete Dir dafür das, was anzunehmen in Deinem Belieben steht: Eine Sammlung falscher Quinten in Liedern, zum Besten vom Goethemonument Dir zugeeignet. Ja! oder Nein! Bedingungen würden für abschlägige Antwort gelten; — ich warne Dich! mein Musikeigensinn macht den Leuten die Zähne stumpf und Musikverständigen die Haare zu Berg stehen; sie erinnern stark an jenen Schwarm geschwänzter Gäste, deren Märzstimme durch ihr Sprudeln, Heulen, Kratzen, Zischen die Steine erweichen und Menschen rasend machen kann.

Den Cornelius kann ich nicht brauchen, seine Stelle ist schon besetzt; ich habe dies auch vor zwei Monaten an Bülow geschrieben, daß ich nicht mehr reflektiere auf jemand, der auf zwei meiner Briefe nicht antwortete; denn weder Leichtsinn noch Ungezogenheit kann ich vertragen.

Ich habe indes die beiden Söhne des Grimm aufgefordert, den Nibelungentext ihnen von Deiner Seite zu übergeben; sie haben mir es abgeschlagen und mir beteuert, daß sich kein gutes Resultat daraus erwarten ließe, selbst wenn sie Zeit dazu hergeben könnten, die sie jetzt nicht haben. Ich möchte auch nicht, daß Schaden daraus erwüchse, da Dein Eifer für diesen Freund doch immer etwas Heiliges hat, das weit schöner ist wie das, worum es sich handelt. —

Wenn Du also noch etwas darüber beschließen willst, so schreibe darüber. Bleibe mir freundlich und grüße die Fürstin und ihr Kind.

am 19. März 1853.

Bettine.

Von ihrer Tochter Gisel begleitet, suchte Bettina die Stadt der Musen und ihren Freund Liszt im November 1853 abermals auf. Sie kam von Hannover, wo sie dem dort konzertierenden Berlioz einen Besuch gemacht hatte — „nicht um ihn zu sehen, sondern um ihn anzusehen“, wie sein Biograph Jullien boshaft bemerkt¹.

Zwischen ihr und der Altenburg entstanden damals Verstimmungen. Ihre Freundschaft trübte sich dadurch, daß, wie Liszts Schüler Cornelius seiner Schwester schrieb², „Bettina sich in Goethe vernarrt hat, in dem sie ihr ein und alles sieht und alles auf ihn bezieht, während Liszt vorzugsweise an dem idealen Schiller hängt, sowie auch die Fürstin. Beides ist gewiß einseitig und gehört für mich zu den Unbegreiflichkeiten bei geistvollen Menschen. Bettina nennt die Vorliebe für Schiller jesuitisch.“

Es wurde nicht besser, als Mutter und Tochter Arnim auch im nächstfolgenden Jahre wiederkehrten. Den sie besuchenden Liszt, dem sie seine „jesuitische“ Schillerliebe nicht vergab, empfing Bettina — wie sie selbst Cornelius berichtete — mit den Worten: „Nun, Du bist immer noch der alte Jesuit!“

¹ „Hector Berlioz, sa vie et ses œuvres.“ Paris, 1888.

² „P. Cornelius, Ausgew. Briefe“, herausgeg. v. seinem Sohn. Bd.I, S. 147 u. 181. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1904.

und warf ihm vor: „Du nennst Dich meinen Freund, bist es aber nicht!“ Liszt antwortete: „Umgekehrt!“ — Kurz beim Abschied sagte sie zu ihm: „Ich seh Dich heut nicht mehr, morgen nicht mehr, niemals mehr!“

Blieb es in der Tat bei diesem Abschied? —

Am 20. Januar 1859 legte sich die originelle Frau für immer schlafen. Auf dem Arnimschen Gute Wiepersdorf fand sie ihre letzte Ruhestatt.

Das Liszt-Museum hütet außer ihren Briefen eine eigenartige Malerei ihrer Hand: einen mit Genien und Arabesken verzierten meterlangen musikalischen Glückwunsch. Den Noten sind die Worte unterlegt „*Eljen Franz Liszt.*“ Daneben steht: „*Bettina pour féliciter.*“ Man sieht, obwohl Bettina sich theoretisch den Idealen Wagners verschloß, hielt sie es in der Praxis doch mit der Allkunst.

